Zwischen den Schienen war ein etwa ein halbes Meter dickes Rohr verlegt. In diesem befand sich ein Kolben, der durch eine nach oben herausragende Stange mit dem Wagen verbunden war. Auf ihn wirkte der Luftdruck und setzte damit auch den Wagen in Bewegung. Die Schwierigkeit lag darin, den Schlitz im Rohr, in dem die Verbindungsstange entlang lief, nach ihrem Durchgang abzudichten. Mit diesem Problem befaßten sich damals zahlreiche Erfinder. Es mag mit die Anregung dazu gegeben haben, den Kolben nicht durch Ueberdruck, sondern durch Unterdruck zu bewegen, als treibende Kraft also die Atmosphäre in Anspruch zu nehmen. Hiervon stammt auch die Bezeichnung „atmosphärische" Eisenbahn, die für diese Systeme eine allgemeine Bezeichnung wurde. Arbeitete man mit Saugwirkung, so konnte man den Schlitz durch kleine Klappen verschließen, die beim Durchgang der Verbindungsstange durch einen besonderen Mechanismus gehoben wurden und dann von selbst wieder in ihre Ruhelage zurück fielen. Bei dem Teil der Röhre, in dem Unterdruck herrschte, trug der äußere atmosphärische Druck noch zur Abdichtung des Verschlusses bei.

Nachdem ein Amerikaner die erste atmosphärische Eisenbahn gebaut, ihren Betrieb aber sehr bald wieder aufgegeben hatte, richteten Clegg und Samuda 1840 eine halbe Meile der West-London-Bahn nach ihrem System ein. Es gelang ihnen, eine Stundengeschwindigkeit von 60 englischen Meilen zu erzielen. Bald folgten Strecken auf der Croydon-, Dublin-, Kingstown- und Süddevonshire-Linie. Eine lange Lebensdauer war allen nicht beschieden. In Frankreich baute man eine zweieinhalb Kilometer lange Strecke von der Brücke von Monesson bis zum Plateau von St. Germain für atmosphärischen Betrieb im Anschluß an die mit gewöhnlichen Lokomotiven befahrene von Paris heranführende Strecke. Hier zeigte die atmosphärische Eisenbahn, daß sie auch Steigungen überwinden konnte, denn der Endpunkt der Strecke lag fünfzig Meter über dem Anfangspunkt. Der Uebergang von der Dampf- auf die Luftstrecke erfolgte übrigens so schnell, daß die Reisenden nichts davon bemerkten. Es mag also so ähnlich gewesen sein, wie wenn heute auf einer Strecke ein Wechsel von der Dampf- zur elektrischen Zugförderung vorgenommen wird. 1859 ging auch diese Strecke wieder ein.

Im Jahre 1865 richtete W. Rammel zwischen London und Sydenham eine wirkliche Menschen-Rohrpost ein. Er ließ eine Art Omnibus, der an einer Stirnwand eine große, zur Abdichtung dienende runde Scheibe trug, durch einen mit Ziegelwerk ausgemauerten Tunnel von kreisförmigem Querschnitt saugen. Da es sich um eine verhältnismäßig große Fläche handelte, auf die der Unter- bezw. Ueberdruck wirkte, brauchte nur mit einem ganz geringen Druckunterschied gearbeitet zu werden.

Die Tuberkulose der Hühner

Es wird uns von sachverständiger Seite geschrieben: „Die menschliche wie tierische Tuberkulose wird hervorgerufen durch ein mikroskopisch kleines Stäbchen, das wir den Tuberkelbazillus nennen. Dieses Lebewesen sieht im mikroskopischen Bilde bei Mensch und Tier fast gleichmäßig aus, ist aber verschieden in seinen Lebensbedingungen, Wachstumserscheinungen und in jeder Art der krankmachenden Erscheinungen. Die Tuberkulose des Geflügels wird hervorgerufen durch das Geflügeltuberkelbakterium, das zu Millionen im Körper des kranken Tieres vorgefunden wird und mit den Absonderungen Speichel, Schleim, Harn, Kot, Eiern ausgeschieden wird. Die Tuberkulose kommt nicht allein bei Hühnern sondern auch bei anderem Hausgeflügel vor. Die Hühnertuberkulose ist stark verbreitet. Man hat errechnet, daß 10 Prozent unseres 60 Millionen betragenden Hühnerbestandes im deutschen Reiche tuberkulös sind. Man kann demnach den Schaden errechnen, den diese Krankheit durch den Verlust an Tieren, Minderwert an Fleisch und geringen Eierertrag hervorruft. Wenn man noch hinzufügt, daß die Tuberkulose der Hühner auch auf Rinder und Schweine, ja sogar durch den Genuß roher Eier oder solcher, die nicht 5 Minuten lang gekocht sind, auf den Menschen übertragbar ist, so kann man die Bedeutung ermessen, welcher der Hühnertuberkulose beizulegen ist. Ein großer Teil der Schweinetuberkulose ist auf Hühnertuberkulose zurückzuführen. Sehr häufig muß sich der Schweinehalter bei Feststellung von Tuberkulose unter seinen Schlachtschweinen fragen, worauf ist die Ansteckung zurückzuführen? Er hat keine ungekochte Milch oder tierische Abfälle gefüttert, hat keine Tuberkulose unter den Rindern, denkt aber nicht daran, daß seine Hühner eventuell mit Tuberkulose behaftet sein können. Man beobachtet so häufig, daß ein Huhn abmagert, verendet und auf den Misthaufen geworfen wird. Die Schweine, die im Hofe herumlaufen, fressen den Hühnerkadaver, nehmen weiter den im Hofe zerstreut liegenden mit Tuberkelbazillen durchsetzten Hühnerkot auf und stecken sich auf diese Weise an. Die Kenntnis dieser Vorgänge ist deshalb für den Landwirt von großer Wichtigkeit. Die Hühnertuberkulose findet man recht häufig in bäuerlichen Geflügelbeständen. Schuld daran ist meistens die drei- und mehrjährige und dazu noch schlechte Haltung, geringe Kontrolle der Legeleistung, schlechte, feuchte Stallungen ohne Licht und Luft und der Mangel an öfterer Reinigung und Desinfektion derselben. Auf die in Großvieh- und Schweineställungen eingebauten Geflügelräume treffen die besagten Mängel meistens zu. In den neuzeitlichen Geflügelfarmen mit nur 1 bis 2jähriger Haltung und steter Kontrolle der Leistungen und des Gesundheitszustandes der Hühner wird die Tuberkulose der Hühner nur ganz selten beobachtet. Die frühzeitige Feststellung der Tuberkulose der Hühner ist häufig für den Nichtfachkundigen nicht leicht. Der sorgsame Hühnerhalter, beobachtet, daß die Legetätigkeit bei einzelnen Hühnern im Gegensatz zu den anderen nachläßt, er sieht das Auftreten von blassen Kämmen und Kehllappen und Abmagerung, die besonders beim Betasten der Brust auffällt, wobei man den Brustbeinkamm als scharfe Leiste unter der Haut durchfühlt. Auch in den Gelenken und Zehen findet man häufig Anschwellungen, die auf Tuberkulose zurückzuführen sind, die mit Lahmheit einhergehen. Diese genannten Anzeichen müssen den sorgsamen Hühnerhalter darauf aufmerksam machen, daß es im Gesundheitszustand seiner Hühner nicht stimmt. Will er nun bald feststellen, worauf diese Erscheinungen beruhen, so muß er eine Probeschlachtung eines solchen Tieres machen oder die Sektion eines verendeten Huhnes durch einen Sachverständigen vornehmen und untersuchen lassen. Bei Eröffnung der Leibeshöhle findet man auf einer um das mehrfache ihrer gewöhnlichen Gestalt vergrößerten Leber hirsekorn- bis erbsengroße gelbe käsige Knoten, die auch auf der Darmwand aufsitzen, ja selbst Geschwüre sind auf der Darmschleimhaut feststellbar. Ist nun die Tuberkulose in einem Hühnerbestande festgestellt, so müssen sämtliche Hühner durch einen Sachverständigen tuberkulinisiert werden, wodurch selbst die noch latentkranken Tiere frühzeitig erkannt und ausgemerzt werden können. Die Impfung erfolgt durch Einspritzung des Tuberkulins in einen der beiden Kehllappen, der bei eventueller Erkrankung im Vergleich zu dem anderen innerhalb 24 Stunden erheblich anschwillt. Die Tuberkulinisierung ist nach 4 Monaten zu wiederholen und muß solange fortgesetzt werden, bis reagierende Tiere nicht mehr festgestellt werden, wenn man es nicht vorzieht, was bei kleinen Beständen tunlich ist, alle Tiere abzuschlachten. Die Kosten der Impfung betragen 20 bis 30 Pfg. pro Huhn. Da mit dem Kote tuberkulöser Hühner täglich Millionen von Tuberkelbazillen ausgeschieden werden und die gesunden Gelegenheit haben mit dem verunreinigten Futter und Trinkwasser den Erreger aufnehmen, so muß der intelligente Hühnerhalter seine Aufmerksamkeit nach der Feststellung der Seuche auf die Vernichtung des Ansteckungsstoffes richten. Dies geschieht durch gründliche Reinigung der Stallungen, Auswaschen mit heißer 2 prozent. Sodalösung und hinterher durch Begießung aller Teile und Räume mit 1 prozent. Natronlauge. Diese Reinigung muß sich auch auf alle Futter- und Trinkgefäße erstrecken. Der Auslauf ist mit Ätzkalk zu bestreuen und umzugraben. Heilungsversuche der Hühnertuberkulose führten bislang zu keinem besonderen Ergebnis.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

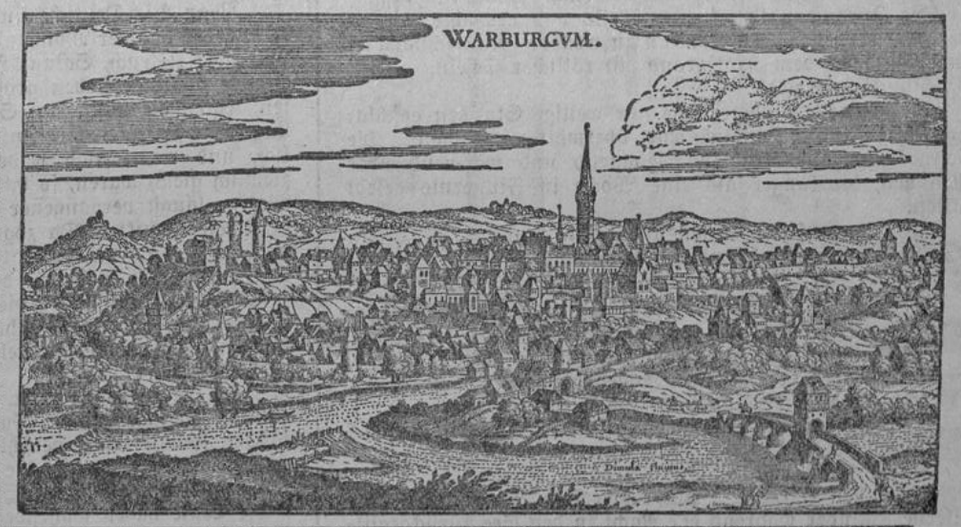
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 91 **15. November 1930** **5. Jahrgang**

Die Letzten von der Barke „Helene"

8. Fortsetzung

von Otfrid v. Hanstein.

Die beiden Mädchen waren erwacht. Grete Siverding lag am Boden und schluchzte. Edith lächelte.

„Ich wußte, daß wir gerettet werden."

Jobs und Gellert hatten die verwundeten Matrosen verbunden; Mosbach hatte den rechten Arm gebrochen, Wolter war an der Schulter verletzt; beide hatte blutende Wunden am Kopf.

„Beter als dod," sagte Mosbach phlegmatisch.

Sie saßen auf einer Steinhalde.

Der Krater ging noch höher hinauf. Die Wände waren kahl, ohne Baumwuchs. Nirgends sah man die geringste Spur von lebenden Wesen.

„Und doch müssen Menschen hier sein, und wo Menschen sind, müssen sie auch leben können."

Abeles winkte ab.

„Heute wollen wir nicht sinnieren, nur ruhen und dankbar sein von ganzem Herzen. Denken Sie daran, vor anderthalb Stunden saßen wir noch zweihundertsiebzig Meter tief unter dem Wasser und der Tod schien uns sicher."

Der Steward brachte eine große Tasche herbei, nahm ein Tischtuch heraus, einen Stoß Blechteller und Blechbecher, Messer, Gabeln und Löffel.

„Entschuldigen Sie, Herr Kapitän, das Porzellan wäre doch kaput gegangen, das ist Blech aus der Matrosenkombüse."

Da lachte Abeles laut auf.

„Renziehausen, Sie sind ein Prachtkerl; wenn uns nichts Schlimmeres geschieht, als von Blech essen zu müssen, dann ist alles gut."

Der Koch schleppte einen Kessel und eine blecherne Kaffeekanne herbei.

„Schüsseln haben wir nicht, die beiden Dinger hab ich auf meinem Schoß gehalten und habe sie mir kräftig gegen die Knie gebumst. Schadet nichts, Herr Kapitän, der blaue Fleck verschwindet wieder und nun haben wir sie wenigstens da."

„Wenn nur was Gutes drin ist."

Bohnen und Hammelfleisch, Herr Kapitän; Brot und Kartoffeln habe ich nicht, auch keine Milch zum Kaffee."

„Bohnen und Hammelfleisch!"

Wie Zauber wirkten die Worte. Seit fast achtundvierzig Stunden hatte niemand viel gegessen. Sie waren zu benommen, erschöpft und verängstigt; jetzt freuten sich alle.

Abeles gab dem Koch einen Wink und er sparte nicht, wenn auch die Hälfte der mitgenommenen Konserven verbraucht ward. Wenn es hier Menschen gab, mußte man auch Nahrung finden.

Feuer hatten sie nicht; sie hätten auch keins machen können, weil sich kein Holz fand. Aber die Sterne funkelten klar am Himmel; es war fast Vollmond. Immer wieder, während er aß, betrachtete der Kommandant die Felshänge. Hilpert verstand ihn.

„Heute kommt wohl kein Mensch. Sie werden das Naturereignis bemerkt haben und warten bis morgen."

Sie aßen alle tüchtig und der starke Kaffee belebte ihre Nerven. Es war ein trostloses Stückchen Erde, aber der kahle Kraterrand erschien ihnen doch als ein Paradies.

„Jetzt wollen wir schlafen."

Weil sie, um die Stöße zu mindern, möglichst viele Polster und Kissen mitgenommen hatten, erhielten alle ein weiches Lager. Freilich, ein Zelt konnten sie nicht aufrichten, aber sie waren alle so todmüde, daß niemand mehr wünschte, als ruhen zu können.

„Wir müssen Wache stehen."

Hilpert nickte.

„Die Matrosen sind erschöpft, ich bin frisch und will wachen."

Nach wenigen Minuten war Hilpert der einzig Wachende neben elf ruhigen Schläfern.

Er saß auf einem Stein und schaute hinaus über den Kraterring. Der Mond beleuchtete grell die gegenüberliegende Wand, während die Seite, an der sie gelandet waren, im Dunkel lag.

Das große Wasserbassin, das bisher noch immer in Bewegung gewesen, war jetzt ruhig und schwarz. Es war unheimlich still; auch im See regte sich nichts.

Hilpert saß in einer Art von Halbschlummer da. Wieder war ihm so unirdisch zumute, und dann — er richtete sich auf, schaute auf die gegenüberliegende Wand, sprang auf und wußte nicht, ob er wache oder träume.

Aus den Wassern stieg leichter Nebel auf, der gleich feinem Rauch hauchdünn an den Wänden emporwallte, und an einer Stelle der Wand stand riesengroß, fast zehnmal so hoch wie ein Mensch, ein Mann! Er schien eine Kutte zu tragen und hielt in einer Hand hoch erhoben ein großes Kreuz.

Hilpert starrte die Erscheinung an, sah sich um, betrachtete die Schläfer, die sich nicht regten, eilte zum Wasser hinab,

wusch Gesicht und Hände, schaute wieder auf und sah, völlig wach, an jener Wand unbeweglich die Gestalt eines riesenhaften Mönches, der das Kreuz hoch emporhob und wieder verschwand.

Zugleich zog eine dichte Wolke am Mond vorüber.

Hilpert lauschte. Friedliche, feierliche Ruhe ringsum.

Der Ingenieur schlief eine Weile und erwachte wieder. Er hatte vergessen, den Kapitän zu wecken. Nun schimmerte im Osten über dem Kraterrand ein rötlicher Schein.

„Kapitän Abeles!"

Alle erwachten, obgleich sie nur wenige Stunden geschlafen hatten. Der Anblick war überwältigend schön. Die Sonne ging auf, strahlend, leuchtend und wärmend über Menschen, die länger als eine Woche in Finsternis gelebt hatten.

Edith lag auf den Knien und betete laut.

Alle standen schweigend um sie herum.

*

Der Koch hatte mit dem heißen Quellwasser Kaffee bereitet und dazu Zwieback gegeben.

„Wir müssen uns nun umsehen und es wird gut sein, wenn zwei oder drei bei den Damen bleiben."

Auch Grete Siverding hatte sich wieder beruhigt.

„Wir wollen alle zusammen gehen, wir bitten darum."

Auch Edith bat.

Der Kapitän willigte ein.

Sie sahen sich um. Nun bemerkten sie erst, daß der eiserne Zylinder während der Nacht in den See zurückgeglitten und versunken war. Dann fiel ihnen ein, daß sie keine Waffen besaßen. Sie hatten nur eiserne Teile von zwei Hacken und ihre Messer; die Hackenstiele ließen sie zurück, um Platz zu sparen.

Abeles und Hilpert gingen voran, dann folgten Jobs und Gellert und zwei Matrosen mit den Hacken. Zuletzt schlossen sich die Mädchen und die anderen Matrosen an. Decken, Kissen und ihre andere Habe ließen sie zurück. Der Koch trug seine Kessel und der Steward ein paar Konserven und eine Tasche.

Hell war es geworden; die Sonne schien zum See hinunter.

„Kapitän, hier ist ein Weg."

Es war ein Pfad, augenscheinlich von Menschenhand in das Gestein gehauen. Ein guter Pfad, der an den steilen Wänden in Windungen emporführte. Sie stiegen eine halbe Stunde, dann gab es eine große Ueberraschung.

Auf Treppenstufen bald einige hundert Meter in die Höhe gelangt, sahen sie vor sich ein aus Felsen gebildetes, natürliches Tor, und wie sie hindurchblickten, bot sich ein unerwarteter Anblick.

Eine leuchtend grüne Wiese, mit unzähligen blühenden Blumen übersät, lag wie eine Oase eingebettet zwischen Bergen mit Schneehäuptern, die rings hoch emporstiegen.

Auf der Wiese und an den Berghängen weideten Ziegen und Schafe und da und dort standen seltsam anmutende Bauten, trauliche altdeutsche Giebelhäuser mit bemalten Wänden, als wären sie aus dem alten Nürnberg oder Rothenburg hierher verpflanzt.

Das war aber noch nicht das merkwürdigste. Ein Zug kam ihnen entgegen. Eine Prozession. Die Menschen gingen über die Wiese und wollten offenbar in den Krater steigen. Voran schritt ein Mönch in brauner Kutte, in der rechten Hand ein hocherhobenes Kreuz; hinter ihm gingen zwei alte Männer mit weißen Haaren und Bärten und eine alte Frau. Ihnen folgten vier Männer im reifen Mannesalter, ein Jüngling und ein junges Mädchen.

Seltsam sahen sie aus; sie trugen langes, auf die Schultern wallendes Haar, die Männer hatten Vollbärte. Sie waren in bunte Wämser und eigenartige weite Kleider gehüllt, die Frauen hatte weiße Hauben auf den Köpfen. Wie sie so über die blühende Wiese schritten, schien es, als sei Hans Sachs mit seinen Zeitgenossen lebendig geworden.

Als die beiden Gruppen einander sahen, blieben sie erschrocken stehen. Menschen einer längstvergangenen Epoche und der Neuzeit standen sich gegenüber.

Der Mönch trat vor und hob das Kreuz hoch über sich. Er glich der Spukgestalt in der Nacht.

„Fleuch, Satanas — Satanas, fleuch!" rief der Mönch.

Grete Siverding, die mit großen Augen hinübergesehen hatte, schrie laut: „Sie sprechen ja deutsch! Das sind ja Deutsche!"

Die Menschen drüben horchten auf. Der Aelteste unter ihnen rief: „Hie gut Nürnberg alleweg!"

*

Kommandant Abeles hörte den seltsamen Anruf und trat einen Schritt vor.

„Wenn Sie Deutsche sind —"

Wieder hob der Mönch abwehrend und drohend das Kreuz und rief: „Fleuch, Satan! Hebet euch weg!"

Die Männer hoben große Gewehre, uralte Donnerbüchsen, legten die Läufe auf Stützen und zielten herüber. Die Lage war kritisch. Die Inselbewohner benahmen sich feindlich, und wenn auch beide Gruppen an Zahl einander ziemlich gleich waren, so hatten jene doch Waffen, allerdings Waffen längst vergangener Zeiten.

Abeles winkte. Da zogen sie sich wieder ein wenig zurück, gingen bis an das natürliche Tor und ließen dort zwei Matrosen unter Führung des Maschinistenmaats als Wache.

Drüben waren ihnen die Männer langsam gefolgt. Der Mönch ging voran. Sie hielten die Gewehre im Anschlag, blieben aber abwartend stehen.

„Was nun?"

„Die Leute haben recht. Wir wissen ja auch nicht, was es für Menschen sind. Fast scheint es, als wären es seit langer Zeit hierher verschlagene Deutsche. Offenbar sind es Christen und Leute, die anscheinend von Menschen unserer Zeit nichts wissen. Sprechen Sie mit ihnen, Kapitän. Diese Leute haben wahrscheinlich auch von unseren heutigen Dampfern keine Ahnung, da sie vermutlich die hohen Küstenberge nicht übersteigen; sonst hätte man doch früher schon einen Hafen entdeckt, wenn es einen gäbe. Man muß sich vorstellen: diese Menschen hören auf einmal unterirdische Geräusche, sie wissen, daß ihr Bergwerk unten im Krater tief unter dem Meer liegt, wo gewiß keine Menschen leben können, und nun sehen sie uns, fremde, unbegreifliche Gestalten. Sicher sind sie seit undenklichen Zeiten mit Menschen nicht in Berührung gekommen und nun kommen von unten, wo nach ihrem Glauben wahrscheinlich die Hölle sein muß, Klopflaute. Diese Laute ängstigten und erschreckten sie, denn sie verließen den Stollen und richteten eine Mauer auf. Dann erfolgte eine Katastrophe, eine unterirdische Springflut. Anders kann ihnen der durch uns veranlaßte Einbruch des Sees doch nicht erschienen sein. Die Springflut füllte den Krater, veränderte die ganze Natur, mußte alles Leben vernichten. Und dieser Wasserflut entstiegen wir. Menschen, die zwar Menschen scheinen, aber doch so anders aussehen als jene dort. Menschen, die aus der Hölle aufstiegen, von der Springflut getragen, die also in ihren Augen keine Menschen, sondern Teufel sind."

„Hilpert, Sie haben recht, aber ...."

Edith trat zwischen die sprechenden Männer.

„Wissen Sie denn, daß das dort Menschen sind? — Haben Sie vergessen, daß uns der Warner entgegentrat, daß ..."

Das Mädchen sprach weiter: „Doktor Hilpert erzählte, daß er gestern nacht den Mönch dort, aber in riesiger Gestalt, so groß, wie unser Führer Scott Elliott in seinem Buch über das okkulte Reich der Atlantis die Edelmenschen der ersten Stufe schilderte, gesehen hat. Ist es nicht möglich, daß hier auf dieser Wunderinsel, die außen Schneeberge umsäumen und die innen ein Idyll birgt, Göttermenschen .."

Hilpert unterbrach sie lachend.

„Sie irren! Jetzt weiß ich, was ich gesehen habe. Der Mönch dort war es und war es doch nicht. Er wollte wahrscheinlich sehen, was geschehen war in der Nacht, und im Mondlicht sah ich seinen riesengroßen Schatten auf der gegenüberliegenden Wand. Mir war nur der Mönch unverständlich."

„O über die, die nicht glauben wollen und in der Blindheit verharren!" grollte Edith.

Abeles wehrte ab.

„Wir haben jetzt keine Zeit zu solchen Schwärmereien."

Edith ging zur Seite.

Grete Siverding sagte: „Die Leute sind offenbar unsere Feinde."

Grete winkte dem Steward und ging gleichfalls zurück. Die Herren achteten nicht darauf.

„Sollten wir nicht versuchen, ihnen zu schreiben?"

(Fortsetzung folgt.)

Das Porträt

Skizze von Grete Masse

Gesenius, Großkaufmann und nach dem Tode seines Schwiegervaters alleiniger Inhaber der Firma Harder & Langewiesche, kam von einem Souper bei einem Großindustriellen heim, bei dem mit dem Wein nicht gespart worden war. Die meisten Herren waren in eine Laune geraten, die verriet, daß die Nüchternheit sie verlassen, um einer fröhlichen Beschwingtheit zu weichen, die ihnen die Würde nahm. Gesenius selbst, trinkfest und von robuster Konstitution, hatte Haltung bewahrt. Wäre nicht ein gewisser, verräterischer Glanz in seinen Augen gewesen, hätte er glaubhaft versichern können, den Abend über kein Tröpfchen des schweren Weines genossen zu haben. Aber die Pupille mit ihrem flackernden Licht verriet dem Kundigen, daß Gesenius schwer gezecht.

Als Gesenius seine Wohnung im ersten Stock eines vornehmen Mietshauses des Westens betrat, war alles dunkel und still. Zur Bedienung besaß er nur die Köchin, die schon zu Lebzeiten seiner verstorbenen Frau, Harders jüngster Tochter Claire, in seinen Diensten war. Diese Köchin besorgte, gemeinsam mit einer Stundenfrau, die täglich kam, den Haushalt des Witwers. Da sie prächtig kochte, übersah Gesenius ihre mancherlei Untugenden. Er konnte dies um so eher, da er nicht im Witwerstande zu verbleiben beabsichtigte. Seine Verlobung mit der älteren, häßlichen, aber sehr vermögenden Paula Bechstein hatte vor einiger Zeit in den Zeitungen gestanden. Die Heirat stand unmittelbar bevor.

Gesenius hängte Hut und Mantel in der Diele an den Garderobenhaken und betrat sein Rauchzimmer. Einem Wandschränkchen entnahm er eine Kiste Zigarren mit Leibbinde. Als er eine in Brand gesteckt hatte, fiel sein Auge auf ein längliches Paket. Er löste den umschnürenden Bindfaden. Ein ungerahmtes Porträt ward sichtbar. Er stellte es im Klubsessel hoch und setzte sich in einiger Entfernung nieder. Es war so still, als wären er und die gemalte Frau allein auf der Welt.

Er sann darüber nach, wer ihm dieses Paket geschickt haben mochte.

Kam es von Paula? Sie machte dann und wann ein Geschenk. Meistens aber waren es nützliche Gegenstände für den künftigen, gemeinsamen Haushalt. Ein Interesse für Kunst hatte er an Paula Bechstein noch nicht bemerkt.

Kam das Bild von einem seiner Freunde? Sehr unwahrscheinlich.

Hatte es Leptien, der Hausarzt, gesandt als ein Verlobungsgeschenk. Ein solches wäre übrig gewesen bei den hohen Rechnungen, die Leptien ausschrieb. Aber für ein Verlobungsgeschenk kam es reichlich spät.

Gesenius hatte so stark geraucht, daß der Qualm zwischen ihm und dem Bild wie ein Schleier stand. Er zerstreute ihn durch Hin- und Herschwenken mit seinem Taschentuch. Die Bahn zwischen ihm und dem Porträt ward jetzt klar. Er betrachtete es forschend, und plötzlich wich die Röte aus seinem starken, vollblütigen Gesicht.

Dieser weibliche Kopf, schmal, mit schön herausgemeißelter Stirn, glattem, glänzenden Haar, langen Augenwimpern und einem kleinen Mund, blaßfarben wie die erste Rose im Mai — er kannte ihn.

Wer hatte Asta Teje gemalt?

Wie kam das Bild zu ihm?

Er rauchte stärker, um von neuem einen Vorhang zu schaffen zwischen sich und dem gemalten Kopf. Aber der Rauch nützte nichts. Wie aus Wolken trat das stille, weiße Haupt mit dem glänzenden, glatten Haar daraus hervor.

Die Augen sahen ihn an — die traurigen, fragenden Augen der ärmlichen kleinen Studentin, die er in München, im Fasching 1922, geliebt. Auf der Redoute war ihm die Studentin aufgefallen. Ihr rotes Kleid, flammend wie Feuer-mohn, schien in ihr Lebenshunger und Sinnenglut zu verraten. Aber das Gesicht war still, fast fromm. Und als er einmal mit der Hand über ihre Wangen gestreift, da fühlte er, sie war kühl.

Sie hatte ihn sehr geliebt, und auch er fühlte sich seltsam mit hineingerissen in das starke Erleben, in das sie ihn zog. Sie war so kindlich, so jung, so gläubig, so zärtlich. Sie weckte viel Gutes in seiner Seele. Wäre er nicht schon mit Claire Harder verlobt gewesen, vielleicht hätte er diese kleine Studentin geheiratet.

Als Harder, der Schwiegervater, Telegramm auf Telegramm schickte mit der dringenden Aufforderung, zurückzukehren, da er im Geschäft nötig sei, mußte er Asta Teje gestehen, daß er verlobt war. Ach, wie sie ihn ansah! Wie eine Gemarterte! Er ging schnell. Sie hielt ihn nicht zurück.

Die Jahre waren dahin geschwunden und hatten die Züge der Asta Teje verwischt. Vielleicht hätte er nie wieder an sie gedacht, wenn nicht jetzt auf so geheimnisvolle Weise ihr Bild in seine Wohnung gekommen.

Sah sie ihn nicht an wie damals? Er fühlte unter dem gemalten Blick eine Kälte sein Herz durchströmen, die ihn beben machte. Er riß ein Briefblatt hervor und schrieb an einen Münchener Freund: „Kennst Du noch Asta Teje? Was weißt Du von ihr?" — Auf den Briefumschlag legte er einen Zettel, dessen Worte der Köchin anbefahlen, den Brief in erster Morgenfrühe zu befördern.

Dann erhob er sich aus dem Schreibtischsessel, um sich zur Ruhe zu begeben. Aber als er an dem Bilde vorüber kam, da zwang ihn etwas in die Knie. Er mußte schluchzend niedersinken und die Stirn an die gemalte Leinwand pressen. Dann riß er sich zusammen, suchte sein Lager auf und schlief durch — fast bis zum Mittag — — —

Als er erwachte, kam ihm sein Gebaren in der Nacht lächerlich vor. Der Gastgeber des vorigen Abends mußte seinen Gästen einen teuflischen Wein vorgesetzt haben, daß es selbst ihn, den Trinkfesten, so hatte umreißen können.

Gerade als er in sein Wohnzimmer trat, läutete das Telephon. Eine bekannte Kunsthandlung meldete sich, ihr Bote habe versehentlich bei ihm, dem Großkaufmann Gesenius, ein Porträt abgegeben. Er hätte in der Straße die Nummern 14 und 114 verwechselt. Man würde das Porträt sofort abholen lassen.

Also das Bild war gar nicht für ihn. Und als er es jetzt im Tageslicht betrachtete, wunderte er sich, daß er in der Nacht des Glaubens sein konnte, das Porträt der Asta Teje vor sich zu haben. Eine flüchtige Aehnlichkeit war wohl vorhanden. Aber sie lag nur in Form und Umriß. Die Einzelheiten dieses Gesichtes glichen nicht jenem der Studentin.

Er wünschte jetzt, sein Brief an den Münchener wäre noch nicht abgegangen. Jedoch die Köchin, sonst saumselig in der Befolgung der Anordnungen, die man ihr gab, war diesesmal eifrig gewesen und hatte den Brief sofort des Morgens durch die Stundenfrau besorgen lassen.

Dann telephonierte Frau Bechstein und teilte ihm mit, daß sie eine Zimmerpalme besorgt habe, die noch im Laufe des Vormittags eintreffen würde, und daß sie ihn, ihren Verlobten, zum Mittagessen erwarte.

Nach einigen Tagen kam ein Antwortbrief des Münchners. Er schrieb, daß die Medizinerin Dr. Asta Teje in der Nacht des 16. Dezember an Blutvergiftung durch einen Berufsunfall verstorben sei.

Das Datum der Todesnacht war das Datum derselben Nacht, in der Gesenius von der Abendgesellschaft heimkehrte und in dem fremden Bilde die Züge einer Frau zu erkennen glaubte, die ihn sehr geliebt.

„Luftverkehr" in der Biedermeierzeit.

Von Martin Ried.

Wenn man sich nicht darauf versteift, daß ein Luftverkehr sich durch die Luft abspielen muß, sondern das Zugeständnis macht, daß er nur durch Luft zu erfolgen braucht, so kann man mit vollem Recht von einem Luftverkehr schon vor hundert Jahren sprechen. Man trug sich damals mit Plänen — die zum Teil sogar praktisch verwirklicht wurden —, einen Personenverkehr nach Art der heute in vielen Betrieben unentbehrlichen Rohrpost einzurichten.

Die ersten Vorschläge stammen von einem gewissen Medhurst. Die Wagen der von ihm geplanten Eisenbahn bewegten sich allerdings nicht wie die Hülsen der neuzeitlichen Rohrpost in Röhren, sondern auf Schienen über der Erde.